

BEITRÄGE ZUR TEXT-, ÜBERLIEFERUNGS-
UND BILDUNGSGESCHICHTE 4

Hans-Albrecht Koch (Hrsg.)

Rudolf Alexander Schröder (1878-1962)



PETER LANG
EDITION

Rudolf Alexander Schröder (1878-1962)

BEITRÄGE ZUR TEXT-, ÜBERLIEFERUNGS-
UND BILDUNGSGESCHICHTE

Herausgegeben von Hans-Albrecht Koch

BAND 4

Hans-Albrecht Koch (Hrsg.)

Rudolf Alexander Schröder
(1878-1962)



PETER LANG
EDITION

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung:

Max Slevogt, Portrait Rudolf Alexander Schröder,
Öl, 1927, Kunsthalle Bremen.

Erworben aus Mitteln der Freien Hansestadt Bremen
(Stadtgemeinde) 1928 / Inv. Nr. 129-1927/15.

ISSN 2193-7184

ISBN 978-3-631-64889-6 (Print)

E-ISBN 978-3-653-03926-9 (E-Book)

DOI 10.3726/978-3-653-03926-9

© Peter Lang GmbH

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Frankfurt am Main 2013

Alle Rechte vorbehalten.

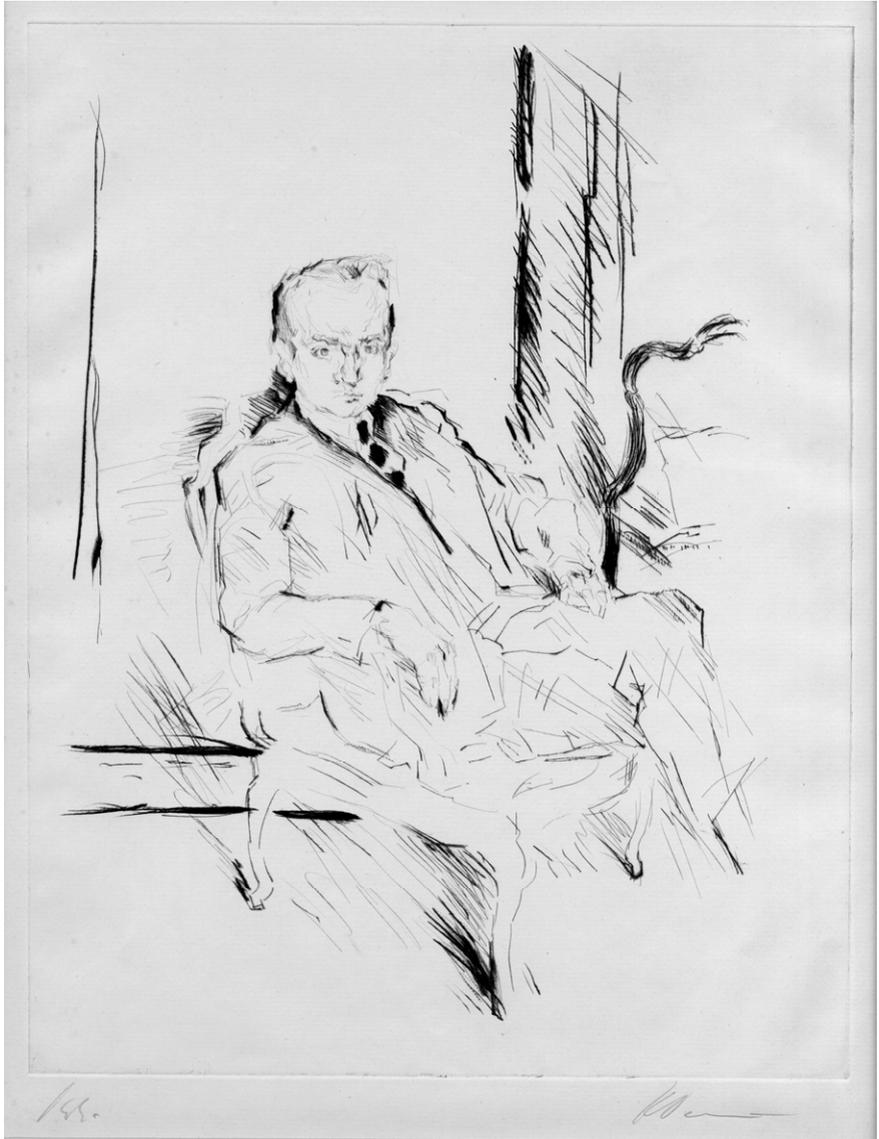
Peter Lang Edition ist ein Imprint der Peter Lang GmbH.

Peter Lang – Frankfurt am Main · Bern · Bruxelles ·

New York · Oxford · Warszawa · Wien

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

www.peterlang.com



Karl Dannemann: Rudolf Alexander Schröder, Radierung aus den 20er Jahren, Privatbesitz

Inhaltsverzeichnis

<i>Hartmut Perschau und Hans-Albrecht Koch</i> Vorwort.....	9
<i>Hans-Albrecht Koch</i> Rudolf Alexander Schröder. Zur Einführung.....	11
<i>Cornelius Borchardt</i> Rudolf Borchardts und Rudolf Alexander Schröders Horaz-Übertragungen.....	23
<i>Peter Ulrich</i> „Unser altes Haus“. Der junge Rudolf Alexander Schröder in Bremen	33
<i>Klaus Goebel</i> „Wir waren fern: nun sind wir Erben“. Zu Rudolf Alexander Schröders Lebenswende.....	71
<i>Volkmar Hansen</i> „Ist denn der Himmel ehern über mir?“ Rudolf Alexander Schröders Goethe-Verständnis.....	87
<i>Thomas Althaus</i> Gleichung. Das Netz tautologischer Bezüge in Rudolf Alexander Schröders früher Lyrik	103
<i>Florian Mildenerberger</i> Homosexualität bei Künstlern und Literaten unter medizinischen und soziologischen Aspekten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – und das Beispiel Rudolf Alexander Schröders.....	129
<i>Georg Skalecki</i> Rudolf Alexander Schröder als Architekt in Bremen	147
<i>Alexander Marksches</i> Architekt aus Leidenschaft: Rudolf Alexander Schröder und die moderne Raumkunst	159
<i>Frank Laukötter</i> Rudolf Alexander Schröder als Direktor der Kunsthalle Bremen – eine Miscelle über „eine Formsache“.....	173
<i>Kurt Steinmann</i> Homer übersetzen.....	183

Till Kinzel

Rudolf Alexander Schröders deutscher Shakespeare:
Übersetzungskonzeption und Dichterbild 201

Gabriella Rovagnati

Der Bremer Molière: Ludwig Wolde und Rudolf Alexander Schröder 217

Markus Neumann

„A writer for whom I have considerable respect“. Zur Entstehung von
Rudolf Alexander Schröders Eliot-Übertragungen. Eine Dokumentation 249

Ulrich Ott

„Mit Zorngedichten übertoppt“? Rudolf Alexander Schröders
Ballade vom Wandersmann und Rudolf Borchardts *Jamben* 277

Gunilla Eschenbach

Schröders Auseinandersetzung mit Anton Kippenberg
und die Hintergründe der Vertragsauflösung 1938 291

Hans-Albrecht Koch

Hermann Hesse und Rudolf Alexander Schröder.
Chronik einer Altersfreundschaft 311

Hansgeorg Schmidt-Bergmann

Rudolf Alexander Schröder, der Stahlberg-Verlag
und die Anfänge der Gruppe 47 341

Hans Braam und Lutz Hagestedt

„Freilich vor einer Pleite schauerlichster Art stehen wir alle“. Schröders
Korrespondenz mit christlichen Autoren der „Inneren Emigration“ 361

Claudia Scheufele

„die schauerliche Psychose der sogenannten modernen Kunst“.
Rudolf Alexander Schröder und die literarische Moderne
in seinen Korrespondenzen mit Ernst Jünger, Paul Celan
und Alfred Döblin zwischen 1948 und 1958 401

Vorwort

Dieser Band vereinigt die Beiträge einer Tagung der Theodor-Spitta-Gesellschaft e.V. (Bremen) zur 50. Wiederkehr von Rudolf Alexander Schröders Todestag, die unter dem Titel „Rudolf Alexander Schröder: ein großer Europäer aus Bremen“ vom 6. bis 8. September 2012 im Haus Schütting zu Bremen stattgefunden hat. Der Untertitel spielt auf eine Formulierung an, die von T.S. Eliot, Albert Schweitzer, Hermann Hesse und vielen anderen mehr benutzt wurde, als sie Rudolf Alexander Schröder für den Nobelpreis für Literatur vorschlugen.

Das weite Spektrum der Themen, Ansätze und Resultate gibt zu erkennen, mit welcher komplexer Persönlichkeit und mit welchem inkommensurablen Werk man zu tun hat, wenn man sich mit Rudolf Alexander Schröder als Dichter, Architekt, Prediger und nicht zuletzt als Übersetzer befaßt.

Die Aufsätze bringen einen Dichter und Künstler wieder ins Gespräch, dessen eigene Leistungen so bedeutend wie die von ihm ausgegangenen Anregungen wirkungsvoll gewesen sind. Freilich zielte der Seigneur des Lettres alten Schlages nicht vorab auf den Beifall einer breiten Öffentlichkeit und stand deshalb mit seinem elitären Habitus zuweilen auch der eigenen Rezeption im Wege.

Von den zahlreichen Dandys aus begüterten Familien der vorigen Jahrhundertwende, die schließlich ihren Weg in einen Beruf fanden, hebt sich Schröder dadurch ab, daß er allen seinen vielfältigen Begabungen lebenslang nachging, wenn auch seine Tätigkeit als Übersetzer und engagierter Prediger der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern immer größere Bedeutung erlangten.

Schröders Leben und Wirken ist zugleich ein besonders reich dokumentiertes Beispiel für die Schwierigkeiten eines Intellektuellen, der – wie seine Freunde Peter Suhrkamp und Theodor Heuss – auch unter den Einschränkungen der persönlichen und publizistischen Freiheit während der Herrschaft des Nationalsozialismus sich nicht selbst zum Schweigen bringen wollte.

Der briefliche Austausch oder die seltenen Begegnungen mit Zeitgenossen, die womöglich der Politik Hitlers näher standen, kann als ein Zeichen von ängstlicher Vorsicht oder kalkulierter Camouflage gedeutet werden, mitnichten jedoch als Ausdruck von Sympathie für ein Regime, von dem sich Schröder früh genug distanziert hatte. Es sei hier nur an eine Stelle aus dem Tagebuch Harry Graf Kesslers erinnert, des „roten Grafen“, der unter dem Datum „Berlin, 27. Sept. 1932“, also noch vor Hitlers Machtergreifung, notierte:

Rudi Schröder kam zum Frühstück und blieb bei mir als Wohngast. Ich sprach mit ihm wegen einer Beteiligung Martin Bodmers in Zürich an der Cranachpresse. Nach dem Frühstück kam Goertz [Kesslers Sekretär], und Schröder las uns dann aus seinen neu übersetzten Horaz Oden vor. Mit ihm Nachmittags zu Helene [von Nostitz] nach Zehlendorf, von wo uns Goertz im Wagen abholte. Abends ass Ludwig Wolde

bei mir mit Schröder. Schröder las wieder vor. Beide sprachen äusserst geringschätzig von Hitler, Schröder geradezu beleidigend. Schröder meinte, Gott Sei Dank, dass dieser Schwindel jetzt geplatzt sei. (Kessler, Tagebücher, Bd. 9, S. 507)

Möge der Band, der viel Unbekanntes zum erstenmal vor dem Leser ausbreitet, nicht nur dazu beitragen, den Blick erneut auf das große Werk Schröders zu lenken, sondern auch dazu anregen, die Schlüssel zu ergreifen, die das noch weitgehend unerschlossene Corpus seiner Briefe für ein vertieftes Verständnis nicht nur seines Lebens, sondern seiner Lebenszeit bereithält.

Die Tagung und Veröffentlichung haben großzügig unterstützt:

GUT FÜR BREMEN Stiftung der Sparkasse in Bremen,
 Waldemar Koch Stiftung, Bremen,
 Nicolaus H. Schilling Stiftung, Bremen,
 Herr Staatsrat Gerd-Rüdiger Kück,
 Herr Vizepreses Konsul Lutz H. Peper, Bremen,
 Herr Dr. Mathias Fonger, Hauptgeschäftsführer
 und I. Syndicus der Handelskammer Bremen,
 Herr André Grobien, Bremen.

Allen Förderern sei für ihr Engagement auch an dieser Stelle vielmals gedankt.

Zu besonderem Dank verpflichtet sind wir Herrn Cornelius Borchardt (Ebersberg) für die großzügige Gewährung von Abdruckrechten und vielfachen hilfreichen Rat.

Bremen, im Juni 2013

Bürgermeister a.D. Hartmut Perschau
 Vorsitzender der Theodor-Spitta-
 Gesellschaft e.V.

Prof. Dr. Hans-Albrecht Koch
 Geschäftsführer der Theodor-
 Spitta-Gesellschaft e.V.

Rudolf Alexander Schröder. Zur Einführung

Hans-Albrecht Koch

Am 23. Dezember 1922 schrieb der damals 44jährige Rudolf Alexander Schröder an den ihm eng befreundeten Wiener Dichter Hugo von Hofmannsthal:

Ich las gestern Abend, angeregt durch einen wahrhaft bezaubernden Druck der Bremer Presse, Göthes *Hermann & Dorothea* in einem Zuge, wieder mit der grössten, nur aus dem unablässig gesteigerten Entzücken geborenen, Rührung und Erschütterung, diesmal aber besonders mit dem Gefühl, wie sehr dies herrliche, unausschöpfliche Kunstgebilde aus der Mitte aller Herzenskräfte und aus der Mitte eines hohen Manneslebens hervorgegangen sei.¹

Gerade *Hermann und Dorothea* bedeutete Schröder unter den vielen Werken Goethes etwas Besonderes, weil dies Versepos eines der wenigen Beispiele dafür ist, daß auch aus der Feder eines deutschen Dichters geschmeidige, ungezwungene und natürliche Hexameter hervorquellen können. Hexameter also, wie wir sie, alles in allem, nur aus Übersetzungen der antiken Literatur kennen, vor allem der homerischen Epen und der *Aeneis* Vergils, mit deren Nach- oder gar Neugestaltung die Dichter deutscher Zunge sich aber im allgemeinen äußerst schwer tun. Wenn wir einem Zeugnis Harry Graf Kesslers trauen dürfen, war sich Schröder sehr früh und gewiß in jugendlichem Vorgriff auf noch zu Leistendes dessen bewußt, daß er den deutschen Hexameter auf eine neue Höhe gehoben hatte, hinaus noch über Voss und Goethe.

Schon am 5. Dezember 1911 hatte Harry Graf Kessler in seinem Tagebuch notiert:

Von sich selber sagte Schröder, es sei vielleicht sein Hauptverdienst, dass er den Hexameter ganz zu einem deutschen Vers gemacht habe, den die, die nach ihm kämen, ebenso gebrauchen könnten wie den Stabreim. Wenn man seinen Hexameter mit dem von Voss oder von ‚Hermann und Dorothea‘ vergleiche, spränge es in die Augen, wie biegsam, wie leicht und flüssig er geworden wäre.²

Schröder, der seine Kenntnis der Antike dem einst berühmten Alten Gymnasium seiner Vaterstadt verdankte, fährt in dem oben genannten Brief an Hofmannsthal fort:

1 DLA. A: Schröder. Briefe. Durchschlag. Briefkopf: Bremen – Hohenzollernstrasse, 98. Datum: 23.XII.1922.

2 Harry Graf Kessler: Das Tagebuch 1880-1937. Hrsg. von Roland S. Kamzelak und Ulrich Ott. Bd. IV: 1906-1914. Stuttgart 2005, S. 755f.

Es ist schon so, wem es vergönnt wird im sachten Aufsteigen auf die Höhe unserer Jahre zu kommen, der hat für eine Weile doppelten Weltbesitz: Jugend und Alter geben sich in ihm ein Stelldichein; damit aber wird auch seine Verantwortung verzehnfacht. Wenn er jetzt versagt, wenn er den ihm zugesprochenen Umkreis auszusprechen versäumt oder unfähig ist, so bricht er damit eigentlich den Stab zugleich über seine Vergangenheit & seine Zukunft.

Für Dich ist mir die Prosa der „Frau ohne Schatten“ solch ein Werk der Herzen- und Lebensmitte gewesen, mit der alles abgetragen ist, was etwa abzutragen war [...].³

Das von Schröder erwähnte Werk des Freundes, *Die Frau ohne Schatten*, war mit seinen zahllosen Goethe-Zitaten, Goethe-Anspielungen und Goethe-Gestalten, etwa der mephistophelisch bösen Amme, für Hofmannsthal – und Schröder wußte das natürlich –, dasjenige Werk, mit dem der Wiener Dichter die größte Nähe zu Goethe erreicht zu haben meinte – dies allerdings nicht mit der heute wohl bekannteren Bühnenfassung, sondern mit der Prosaversion des Sujets. Hofmannsthal nannte daher die Prosafassung seiner *Frau ohne Schatten* oft ganz einfach auch nur das *Märchen* in Anspielung auf Goethes Erzählung von der Schlange, den Königen und der Lilie, die wir in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewandeten“ finden.

Den Anstoß zu der erwähnten Lektüre von *Hermann und Dorothea* aber verdankte Schröder einem anderen Goethe-Druck, der ebenfalls 1922 im Verlag der Bremer Presse erschienen war: nämlich der *Iphigenie auf Tauris*. Ursprünglich war die von Schröder zusammen mit seinem Schulfreund Willy Wiegand und dem Bremer Bankierssohn und Literaten Ludwig Wolde⁴ gegründete Bremer Presse, an der auch Rudolf Borchardt und Hofmannsthal teilhatten, dessen Erzählung *Die Wege und die Begegnungen* dort 1913 als erster Druck erschienen war, als Verlag bibliophiler Pressendrucke gedacht. Dieser bibliophilen Presse schlossen die Herausgeber 1922 den auf einen größeren Leserkreis ausgerichteten *Verlag* der Bremer Presse an, in dem neben Goethe-Texten bald auch die ersten Homer-Übersetzungen Schröders erschienen.

Als sich Goethe, so berichtet er in *Dichtung und Wahrheit*⁵, in seiner Jugend zum erstenmal mit der *Ilias* bekannt machte – und zwar anhand der üppig barocken Prosa-Nacherzählung in der von seinem Oheim Johann Michael von Loen herausgegebenen Sammlung von Reisegeschichten –, da gefielen ihm die Begebenheiten „unsäglich“; „nur hatte ich“, fährt er fort, „an dem Werk etwas

3 DLA. A: Schröder. Briefe (Anm. 1).

4 Vgl. den Beitrag von Gabriella Rovagnati in diesem Band (S. 217-247)

5 Goethe: Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. IX: Autobiographische Schriften. Bd. 1. Textkrit. durchges. von Lieselotte Blumenthal. Mit Anm. vers. von Erich Trunz. 5. Aufl. Hamburg 1964, S. 42.

auszusetzen, daß es uns von der Eroberung Trojas keine Nachricht gebe, und so stumpf mit dem Tode Hektors endige. Mein Oheim, gegen den ich diesen Tadel äußerte, verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommen Genüge tat.“ Den allerdings las der junge Goethe dann schon im lateinischen Original. Was Goethes weitere Beschäftigung mit dem antiken Epos angeht, läßt sich jedoch eine deutliche Bevorzugung von *Ilias* und *Odyssee* gegenüber dem Werk des Römers erkennen. Selbst eine so symbolträchtige Vergil-Reminiszenz wie die Bekrönung der Vergil-Büste im *Torquato Tasso* bleibt aufs Ganze gesehen marginal.

In Goethes Bevorzugung der homerischen Epen gegenüber dem Werk Vergils macht sich bereits jene Verschiebung des Interesses vom Lateinischen zum Griechischen hin bemerkbar, die für ein Jahrhundert als Folge der Humboldtschen Reformen in Deutschland die Philologie und die höhere Schulbildung geprägt hat. Erst mit den Bemühungen der großen Latinisten der vorletzten Jahrhundertwende, eines Eduard Norden und eines Friedrich Leo – letzterer war ein angeheirateten Onkel von Schröders Freund Rudolf Borchardt – löste sich die Altphilologie von jener Position, aus der Vergil nur als ein zweitrangiger römischer Nachahmer Homers erschien. Den Durchbruch im engeren Kreis der Fachwissenschaft bewirkte der stupende Kommentar zum VI. Buch der *Aeneis*, den Eduard Norden 1903 vorlegte. Dem breiten Bildungspublikum erschlossen aber erst Männer wie Theodor Haecker und Rudolf Alexander Schröder die Bedeutung Vergils aus Anlaß der Feiern zur 2000. Wiederkehr seines Geburtstags. Gab der eine, der Katholik Haecker, seiner berühmten Schrift den anspruchsvollen Titel *Vergil – Vater des Abendlands*, so nannte der andere, der Protestant Rudolf Alexander Schröder, seine 1931 in der „Corona“ veröffentlichten Überlegungen lediglich *Marginalien eines Vergil-Lesers*.

Macht der eine – Theodor Haecker – deutlich, was Vergil im bildungsgeschichtlichen Kontinuum von der christologisch-heilsgeschichtlich verstandenen 4. Ekloge mit der Prophezeiung der Geburt eines Kindes über Dante bis zur europäischen Idee der Gegenwart bedeutet, so konzentriert sich der andere – Rudolf Alexander Schröder – auf die detaillierte Beobachtung eines dem modernen Auge kaum sichtbaren konstitutiven Elements der Vergilschen Dichtung: nämlich ihrer spezifischen Religiosität. Niemand hat die Eigenart und die Bedeutung der auf die Details des Alltags bezogenen Religiosität des Römers hinsichtlich ihrer geistigen Seite so genau beobachtet wie Rudolf Alexander Schröder. Er bemerkt in seinen *Marginalien* u.a.:

Die allgemein verbreitete abschätzige Vorstellung von der römischen Frömmigkeit bedarf trotz so bedeutender Stimmen wie der Theodor Mommsens anscheinend immer noch der Korrektur. Gewiß kann eine religiöse Anschauungswelt, die alle irdische Erscheinung, alles irdische Tun und Lassen in einer kaum merkbar erhöhten

Geistesebene gleichsam redupliziert erscheinen läßt, dem gemeinen Sinne zum rohen Animismus, dem des gläubigen Aufschwungs Unfähigen zu einer Wirrsal mehr oder minder skurriler Observanzen entarten. Aber dahinter steht doch ein Gesamtbegriff von weltbewegender und weltbefruchtender Tiefe, nämlich der, daß ein Ehrfurcht gebietendes Heilige auch dem Unheiligsten der Erscheinungswelt innewohne. Es wäre ja auch eine mit nichts zu vergleichende Absurdität, wenn man der Geistesverfassung, der die abendländische Geisteswelt Formulierungen wie die der *religio*, der *conscientia* und der *pietas* verdankt, die Aufnahmefähigkeit für den vollen Gehalt des selbstgeschaffenen Anschauungsbildes absprechen müßte. Nun sei zugegeben, daß im allgemeinen die „kleinen Götter“ dem Herzen des italienischen Bauern und Bürgers näher stehen mochten als die großen. Der Gottesdienst, der neben Laren und Penaten dem Grenzstein, dem Geschäft des Pflügens und Säens, dem Genius der Eröffnung und des Schließens und so manchen andern [werden] dem fromm Hingebenen nicht tot und dürr erscheinen.⁶

Schon auf dem Gymnasium und in Auflehnung gegen das Verdikt seiner Bremer Lehrer hatte Schröder damit angefangen, neben Horaz, dem Dichter des „*dulce et decorum*“, auch den Vergil zu übertragen.⁷ Begonnen hatte er mit den *Georgica*, die er um 1912 zu Ende gebracht, aber erst 1924 für die Bremer Presse zum Druck gegeben hatte. Die Übersetzung der *Aeneis*, von der Schröder zum Vergil-Jubiläum 1930 Proben veröffentlichte, erschien als ganze im Druck erst 1952 in den Gesammelten Werken bei Suhrkamp. An der ganz au pied de la lettre zu verstehenden Vergil-Renaissance des 20. Jahrhunderts kommt also das allererste und Hauptverdienst Rudolf Alexander Schröder zu.

Werfen wir einen Blick auf den Beginn des 2. Buches der *Aeneis*, wo im Saal der Trojanerkönigin Dido Aeneas den Bericht seiner Irrfahrten beginnt:

Conticuere omnes intentique ora tenebant.
 inde toro pater Aeneas sic orsus ab alto:
 ‘infandum, regina, iubes renovare dolorem.
 Troianas ut opes et lamentabile regnum
 eruerint Danaï, quaeque ipse miserima vidi
 et quorum pars magna fui, quis alia fando
 Myrmidonum Dolopumve aut duri miles Ulixi
 temperet a lacrimis? et iam nox umida caelo
 praecipitat suadentque cadentia sidera somnos.
 [...]’

6 Rudolf Alexander Schröder: Marginalien eines Vergil-Lesers. In: ders.: Die Aufsätze und Reden I. Berlin und Frankfurt a.M. 1952, S. 169-178, Zitat S. 169f. [Zuerst in: Corona. Jahr 1 (1931), H. 6, S. 752-760; Auszug auch in: Wege zu Vergil. Drei Jahrzehnte Begegnungen in Dichtung und Wissenschaft. Hrsg. von Hans Oppermann. Darmstadt 1966 (Wege der Forschung. XIX), S. 211-219; Zitat S. 211f.]

7 Vgl. Ernst Zinn: Nachwort. In: Vergil: Aeneis. Mit einem Nachw. von Ernst Zinn. Frankfurt a.M. 1963 (Exempla Classica. 70), S. 322.

In der Prosaübertragung von Gerhard Fink lauten die Verse:

Alle verstummt und hoben erwartungsvoll den Blick. Da begann Vater Aeneas auf hohem Sitz so zu erzählen: „An unsagbares Leid, Königin, heißt du mich wieder erinnern, wie Trojas Macht und das beklagenswerte Königshaus die Danaer vertilgten – unendliches Leid, das ich selbst mit ansah und wovon ich einen großen Teil ertragen mußte. Wer von den Myrmidonen und Dolopern könnte bei solcher Erzählung oder welcher Krieger des harten Odysseus sich der Tränen enthalten? Schon entweicht auch die tausendende Nacht vom Himmelsgewölbe und es mahnen die schwindenden Sterne zum Schlummer. [...]“⁸

In den Versen Schröders aber klingt das so:

Still ward's rings, sie blickten ihn an und lauschten der Rede,
Weil vom erhabenen Sitz anhub der Vater Aeneas:
„Unauskündbaren Schmerz, o Königin, soll ich erneuern,
Sagen, wie Danaerhände der klagenswürdigen Troja
Reichtum stürzten und Reich, das Graun, das ich selber gesehen,
Dessen ich selber ein Teil. – Wer hielt bei solchem Berichte,
Doloper, Myrmidone, ja selbst des harten Ulixes
Krieger, die Tränen zurück – und schon an tauender Wölbung
Schwindet die Nacht, und es mahnen die sinkenden Sterne zum Schlummer.“⁹
[...]

Es ist müßig darüber zu streiten, was aus dem stupendem übersetzerischen Werk Schröders an vorderster Stelle steht: Das entscheidende Wort dazu hat schon 1963 der große Philologe Ernst Zinn gesagt: daß es Rudolf Alexander Schröder gelungen ist, „einen vollständigen deutschen Horaz und Vergil neben die deutsche Ilias und Odyssee zu stellen, – worauf er dann noch im höchsten Alter die beiden Bände mit den Übertragungen aus Racine, Corneille, Molière und Shakespeare folgen ließ [...], daß im Lebenswerk des Dichters R.A. Schröder die Vereinigung des vermeintlich Unvereinbaren gelang und daß darin die Meisterübersetzungen Homers und Vergils, Shakespeares und Racines zusammen kamen, deutet darauf, wie nun auch für den Deutschen die alten Gegensätze der hellenisch-römischen, der heidnisch-christlichen, der romanisch-germanischen Überlieferung zu Polen Eines geistigen Kosmos werden.“¹⁰

Dabei hatte, wie wir wissen, der Schüler Schröder auf dem Alten Gymnasium sein Latein nicht mit spontaner Freude, sondern eher nur mit jener Gründlichkeit gelernt, die schulischer Strenge und persönlichem Pflichtbewußtsein entspringt.

8 Zitiert nach folgender Ausgabe: P(ublius) Vergilius Maro: Aeneis. Lateinisch-deutsch. Hrsg. und übers. von Gerhard Fink. Düsseldorf / Zürich 2005, S. 54f.

9 Rudolf Alexander Schröder: Vergil. Horaz. Deutsch. Berlin und Frankfurt a.M. 1952 (Rudolf Alexander Schröder: Gesammelte Werke. Bd. 5), S. 172.

10 Wie Anm. 7.

Aus der langen Liste der erwähnten Übersetzungen, so achtbar sie alle sind, ragen einige besonders heraus. Zu diesen uneingeholten Leistungen Schröders gehört, daß er dem modernen Deutsch den Hexameter recht eigentlich erst zurückgewonnen hat, nachdem Johann Heinrich Voß, ja auch dessen zeitweiliger Freund und übersetzerischer Vorgänger Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, ihn auf ein gewisses Niveau geführt hatten, das die Nachfolger nicht zu bewahren vermochten. Mögen Schröders deutschen Homer jüngere Übersetzungen – von Wolfgang Schadewaldts Prosaübertragung der *Odyssee* über Roland Hampes Hexameterversion bis hin zu der jüngsten Übertragung durch Kurt Steinmann – übertroffen haben, sein deutscher Vergil dagegen ist bis heute der einzige, der in seinen Hexametern die gebändigt-erhabene Gestalt der Dichtung im ganzen, besonders das leise, nirgends aufdringliche, aber immer anwesende Pathos, im einzelnen ins Deutsche hinüberhebt.

Der Kosmos, den Schröders übersetzerische Leistungen darstellen, mutet wie eine Umsetzung dessen an, was Goethe vorgeschwebt hatte, als er mit dem (schon vor ihm, aber in anderem Sinne gebrauchten) Wort „Weltliteratur“ die Leser zu neuem Weitblick ihres Interesses, die Übersetzer zu neuer Ausdehnung ihrer Tätigkeit aufforderte. Auch an das Konzept, das der Schweizer Bibliophile Martin Bodmer seiner Bibliothek der Weltliteratur zugrunde gelegt hatte, erinnert Schröders übersetzerischer Kanon stark.¹¹ Beide Männer waren befreundet, und Schröder hatte, noch bevor Bodmer als Vizepräsident des Komitees vom Internationalen Roten Kreuz nach Genf übergesiedelt war und für seine weltweit unübertroffene Sammlung in Cologny oberhalb des Genfer Sees ein Haus gebaut hatte, dem großen Schweizer Sammler zum 50. Geburtstag die Festrede gehalten.¹² Der Bibliophile Schröder erinnerte bei dieser Gelegenheit auch an die Anfänge der von Bodmer und Herbert Steiner besorgten bibliophilen Zeitschrift „Corona“.

Als begüterter Bremer Kaufmannssohn konnte Schröder seine Leidenschaft für das alte Buch pflegen. In diesem Zusammenhang sei stellvertretend für vie-

11 Spiegel der Welt. Handschriften und Bücher aus drei Jahrtausenden. Eine Ausstellung der Fondation Martin Bodmer Cologny in Verb. mit dem Schiller-Nationalmuseum Marbach und der Stiftung Museum Bäregasse Zürich. Ausstellung und Katalog: Martin Bircher in Zs.arb. mit Elisabeth Macheret-van Daele und Hans-Albrecht Koch. Bd. 1.2. 3., durchges. Aufl. Cologny und Marbach 2000, passim, bes. Bd. 1, S. 9-13: Martin Bodmer: Die Bibliotheca Bodmeriana; ebd.S. 14-37: Martin Bircher: Martin Bodmer – sein Leben, seine Bücher; ebd.S. 38-50: Charles Méla: Martin Bodmer ou l'idée d'un chef d'œuvre; ebd.S. 90-118: Hans-Albrecht Koch: „Wir wissen viel Erlogenes zu sagen, das dem Wirklichen gleicht“.

12 Rudolf Alexander Schröder: Zu Martin Bodmers 50. Geburtstag. In: ders.: Die Aufsätze und Reden. Erster Bd. Berlin und Frankfurt a.M. 1952 (Gesammelte Werke in fünf Bänden. Bd. 2), S. 1156-1159.

les andere an das große Zeitschriftenunternehmen von kurzer Dauer und langer Wirkung erinnert, das Schröder als junger Mann, nachdem er nach dem Abitur zum Studium und zu manch anderen Zwecken nach München gegangen war, in der Hauptstadt der damaligen deutschen Bohème in Gang setzte: die „Insel“. Das als „Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen“ 1899 gegründete Periodikum wurde bereits 1902 wieder eingestellt, wurde aber zur Keimzelle des von Katharina und Anton Kippenberg gegründeten Insel-Verlags. Unter den auf dem Titel alphabetisch angeführten Herausgebern Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder war der erste vielleicht der lustigste, der zweite sicher der reichste, aber der dritte der fleißigste, vielleicht auch der kreativste, als es galt, den mit seinem Bremer Vetter Heymel schon auf der Schulbank gefaßten Plan einer literarischen Zeitschrift in die Tat umzusetzen.

Ganz in Goetheschem Ton gehalten sind die Sprüche in Reimen, die der junge Schröder in mehreren Folgen zu der Zeitschrift beisteuerte, etwa diesen, der jedem Redner zur Mahnung dienen sollte:

Du willst soviel erklären und erzählen.
Freund, weißt du nicht, daß Worte nur verhehlen?
Was ziemlich sei? Freund, jedes Thun und Treiben
Hat eigne Grenzen. Darin sollt ihr bleiben.
Rechtlos ist der, der seine Kraft verkennt
Und ungezähmt nach fremden Zielen rennt.¹³

Die Mehrfachbegabung Schröders, dessen Wirken sich nicht allein auf die Literatur erstreckte, sondern ebenso auf die Bildende Kunst, läßt an Goethe denken. Schröders Arbeiten als Innenarchitekt schlossen bedeutende Aufträge ein, wie z.B. die Innenausstattung des Erster-Klasse-Speisesaals des Dampfers „Bremen“ des Norddeutschen Lloyd oder etliche Entwürfe für Bremer und auswärtige Bürgerhäuser,¹⁴ ferner den Entwurf des Teppichs für den Sitzungssaal des Senats im Bremer Rathaus, dazu eine große Zahl von Gemälden.

Der Erste Weltkrieg, bis zu dessen Beginn Schröder durchaus als Bohemien zu leben verstanden hatte, führte ihn als Zensor ans deutsche Generalkonsulat nach Brüssel. Er nutzte die Zeit, um sich mit der flämischen Literatur vertraut zu

13 Die Insel. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Hrsg. von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder. Faks.-Dr. in 12 Bd. 1. Jg., 2. Quartal, Jan. bis März 1900. Frankfurt a.M. 1981, S. 86. Vgl. u.a.: An Rudolf Alexander Schröder zum 80. Geburtstag. Von Martin Bodmer, Carl Jacob Burckhardt, Theodor Heuss, Otto Frhr. von Taube. Köln 1958.

14 Vgl. dazu die Beiträge von Alexander Markschies (S. 159-171) und Georg Skalecki (S. 147-157) in diesem Band.

machen, und wurde ihr bedeutendster Übersetzer. Vor allem aber lösten die Fronterfahrungen eine innere Erschütterung aus, die ihn zu dem lange Zeit verlorenen Glauben zurückführte. Hier liegen die Wurzeln seiner geistlichen Dichtung, deren Spuren sich noch heute im Stammteil des Evangelischen Kirchengesangbuchs finden.

Es war die Rückkehr zu jener einfachen evangelischen Frömmigkeit, wie sie in Schröders Heimatstadt gerade in den gebildeten Kreisen gelebt wurde. Er hatte sich gegen Ende der Schulzeit von ihr entfernt und kehrte nun zu ihr zurück, ohne anderes dafür über Bord zu werfen. In Schröders weitgespannter Geisteswelt gingen seitdem jene Frömmigkeit mit einer durchaus als Kult zu bezeichnenden Goethe-Verehrung zusammen. Der Dichter geistlicher Lyrik, der später als Lektor der Evangelischen Kirche in Bayern zum bedeutenden Prediger wurde, der tief gläubige Lutheraner hing auch weiterhin an Goethe, gäbe es einen solchen für den Protestanten, wie an einem Heiligen. Vereinbaren konnte er das dank einer ungewöhnlichen geistigen Weite, die nichts Gutes ausschließen wollte. In der Religion wogen für Schröder das Jenseits-Eschatologische und das Diesseits-Sittliche gleich – auch in dieser Hinsicht war er ein lutherischer Goetheaner.

Es war keine vordergründige, sondern eine tiefe Vertrautheit mit dem Weimarer Dichter, auch wenn mit Blick auf Goethe Schröder zuweilen das Herz so voll war, daß ihm der Mund überging. Als er 1955 im Orden Pour le Mérite die Rede zu Schillers 150. Todestag hielt, verweilte er lange bei dem, worüber er *nicht* sprechen wollte: „Am Anfang seiner Dichtung stehen nicht ‚Das Buch Annette‘ oder ‚Die Laune des Verliebten‘, sondern die Lauraoden ...“, und so geht es immer in derselben rhetorischen Figur des vermeintlichen Auslassens weiter. Auch editorisch bemühte sich Schröder um Goethe. Er gab zwischen 1948 und 1950 eine achtbändige Ausgabe der Werke Goethes im Verlag Müller & Kiepenheuer¹⁵ in Bergen (Obb.) heraus, den Hans Müller 1919 gegründet hatte und seit 1925 mit seiner Ehefrau Irmgard Kiepenheuer betrieb, der geschiedenen Frau von Hans Kiepenheuer. Die Herausgeber Tätigkeit Schröders dürfte sich freilich im wesentlichen auf die Auswahl der Texte beschränkt haben, alle Detailarbeit der Kommentierung usw. lag bei Hubert Erhard.

Schröder war ein Mann von Humor und konnte sich auch selbst zum besten haben: Unter den Erinnerungen Schröders an das alte Bremen und das alte Haus seiner Jugend findet sich mit der Überschrift „Meine erste Begegnung mit Goethe“ ein köstlicher Bericht über eine mißglückte Herrenpartie, die er mit seinem Vater und einem Vetter gemacht hatte. Nach der allzu üppigen Mahlzeit auf einem Bauernhof aßen die unvernünftigen Jungen noch eine Unmenge roher

15 Goethe: Werke. Hrsg. von Rudolf Alexander Schröder. 8. Bde. Bergen/Obb. 1948-1950.

Eßkastanien, so daß ihnen der Rückweg vor Übelkeit zur Qual wurde. Als noch der Vater, passend zum heraufziehenden norddeutschen Nebel, begann, mit Pathos den *Erlkönig* auswendig herzusagen, passierte das Unvermeidliche. Schließlich blieb dem Vater nichts anderes übrig, als den zwar erleichterten, aber auch erschöpften Knaben auf den Arm zu nehmen und ihn („Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?“) im Zockeltrab der Mutter nach Hause zu bringen.¹⁶

Schröders ausgedehnte Redetätigkeit gibt Anlaß darauf hinzuweisen, daß man seine Texte als recht eigentlich gesprochene Worte immer laut lesen sollte. Auch dies übrigens ein ganz antikes Phänomen. Man darf das nie vergessen, wenn man etwas von ihm zur Hand nimmt. Vieles an zuweilen allzu behäbig erscheinender Redundanz, was beim Lesen befremdet, entlastet beim Hören. Den mündlichen Ton spürt man auch in Schröders Aphoristik, mit der er sich – nie ein Verächter von Traditionen – in einen reichen Strom einfügt. Dieser Strom beginnt für Schröder wieder bei seinen absoluten Leittexten, der Bibel mit den Sprüchen Salomos und bei Goethe mit „Makariens Archiv“ in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* und mit den „Maximen und Reflexionen“.

Mit seiner Aphoristik gehört Schröder auch zu jener Renaissance der Gattung, zu der so viele grundverschiedene Autoren seiner Zeit beigetragen haben. Man braucht nur an die Aphorismen von Franz Kafka, Karl Kraus, Rudolf Pannwitz oder Arthur Schnitzler zu denken oder an Hugo von Hofmannsthals *Buch der Freunde*, das allerdings dem Titel gemäß viele Lesefrüchte enthält. Schröders ausgedehntes aphoristisches Œuvre ist zwar im allgemeinen noch unbekannter als sein übriges Schaffen, gehört aber durch Schärfe der Gedanken und entsprechenden sprachlichen Ausdruck zu dem Teil seiner Schriften, der nicht einer erneuten Erschließung bedürfte, sondern lediglich verständiger Lektüre. Ein paar Beispiele:

Wahrheiten rangieren wie Brillanten nach der Zahl ihrer Facetten.¹⁷

Psychologie ist Philosophie nach dem Sündenfalle.¹⁸

Die Berge, die du nicht versetzen kannst, mußt du ersteigen. Da hilft dir niemand.¹⁹

Ganz unaufdringlich, aber konsequent nutzt Schröder den Aphorismus auch, um sich in zugespitzter Form in Themen der theologischen Dogmatik einzuschalten, etwa so: „Es ist ein Wort, so alt wie die Schlange im Paradiesgarten: Wer nicht

16 Rudolf Alexander Schröder: Meine erste Begegnung mit Goethe. In: ders.: Unser altes Haus. Bremen 1951, S. 112-117.

17 Rudolf Alexander Schröder: Aphorismen und Reflexionen. Hrsg. von Richard Exner. Frankfurt a.M. 1977, S. 104.

18 Ebd., S. 83.

19 Ebd., S. 97.

sündigen will, will auch nicht selig werden.²⁰ Das ist eine der von Schröder so geliebten paradoxen Wendungen, diesmal eine, mit welcher der lutherische Protestant Schröder nachgerade die katholischen Christen zur Ökumene einlädt.

Schröder, der kein ausgeglichenes Temperament war, konnte, wenn es ihm besonders ernst war, auch einmal recht alttestamentlich poltern. So tat er es im vorgerückten Alter 1951 brieflich gegenüber dem Schweizer Freund Carl Jacob Burckhardt, dem er seine Angst vor der Katastrophe eines Atomkriegs offenbarte (2. September 1951):

Eine Besonderheit dieser jetzigen Zeitläufte: als *laudatores temporis acti* übertreffen heut vielfach die Jungen uns Alte. Es ist, als ob wir ihnen mit unserer Vergangenheit die Zukunft gestohlen hätten. [...] Es kommt nun freilich eins hinzu [...]: Das Ganze, das unter dem Stichwort Atombombe und Atomforschung zusammenzufassen ist. Das alles war ja längst auf dem Wege, bevor wir davon wissen konnten; und nun ist alle wirkliche Macht in den Händen einiger vom alten Alchymistenwahn besessenen deleterischen Hofnarren, die man, solange es noch Zeit war, unter Vernichtung ihrer Rezepte insgesamt an einen Galgen hätte hängen müssen, so hoch wie der des weiland Hamann (Buch Esther). Ich fürchte, auch wenn ganz andere Leute als die Herren Truman und Stalin im Weissen Haus und im Kreml sässen, würde es ihnen heute nicht mehr möglich sein, Hand auf diese Wissenschaftsathleten zu legen, und der Tag kann nicht ausbleiben, an dem das, was sie schon jetzt potentialiter vermögen, in ganz anderer und radikalerer Art sich aktualiter auswirken wird [...].

Eine neue Sintflut, das dünkt mich seit längerem immer noch der optimistischste unter den hier sich bietenden Ausblicken. Auch dem gegenüber gibt es ein komplexes und koinzidentielles Verhalten. Einmal das Goethesche Wort:

„Komm her, wir setzen uns zu Tisch!
Wen könnte solche Narrheit rühren?
Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fisch,
Wir wollen sie nicht balsamieren.“

Auf der andern Seite das Luthersche:

„Und wenn ich wüsste, dass morgen der jüngste Tag anbräche,
wollt ich heut noch in meinen Garten einen Apfelbaum pflanzen.“²¹

Da ist wieder der von Schröder so kühn gewölbte Bogen von Luther über Goethe zum Tag.

Dokumente des cholerischen Zorns finden sich bei Schröder zuhauf, wenn man seinen Briefwechsel mit Rudolf Borchardt anschaut.²² Beider Dichter Zornesgedichte auf den Ungeist der Zeit sind als weitere Belege für Schröders

20 Ebd., S. 94.

21 DLA. A: Schröder. Brief an Carl Jakob Burckhardt vom 12. September 1951. Typskript. Das Goethe-Zitat aus *Zahme Xenien* V.

22 Rudolf Borchardt, Rudolf Alexander Schröder: Briefwechsel 1919-1945. Bd. 1.2. Bearb. von Elisabetta Abbondanza. München 2001.

von Anfang an klare und radikale Distanzierung vom Nationalsozialismus anzuführen.²³ Wenn irgendwo, dann ist bei Schröder das Wort von der Inneren Emigration angemessen. Als Mitglied der Bekennenden Kirche, als Lektor der Evangelischen Kirche in Bayern und als homosexuell veranlagter Mann war er an seinem oberbayerischen Wohnsitz in Bergen bei Traunstein gleich mehrfach aufs äußerste gefährdet, und wenn es nicht immer auf Leben und Tod gestanden hat, so war die Gefahr schon deswegen groß genug, weil ein bloßes Schreib- und Predigtverbot Schröder die einzige ihm gemäße Lebensform entzogen hätte.

Schröder war das Düstere seiner Zeit und das Gefährliche seiner persönlichen Lage schon früh deutlich, wie ein Brief an Burckhardt vom 9. Januar 1935 zeigt, wo Schröder sich wieder auf Goethe beruft:

Wir selber leben in einer Periode, wo [...] das Fortschreiten aus Trugschluss in folgenschweren Trugschluss, aus Unheil in grösseres Unheil überall an der Tagesordnung ist.

„sie kehren frank und froh
Den Strumpf auf die linke Seite
Und meinen, es ginge nun so.“²⁴

Dies bitterböse Wort des alten Goethe ist die Signatur unserer Zeit und aller Zeiten, die mit dem Brandmal des „Ungenüge“ gekennzeichnet wird. –

[...] – „nil admirari“ – es ist doch ein sehr weises Wort, weil es aus den „Jugenderfahrungen“ des Horaz geboren ist und eine Abwehr – ein apotropaion – darstellt gegen die „mirabilia“ und „monstra“, an denen seine Zeit ebenso reich war wie die unsere. Goethe hat es anders und lebendiger ausgedrückt: „Nimmer sich beugen“²⁵ – aber es meint im Grunde dasselbe. [...] ²⁶

Das Ende der Diktatur erfuhr Schröder als Befreiung von dem äußeren Druck, nicht jedoch als Entlastung von Schuld und Scham über das Geschehene, wie vor allem seine Predigten der Nachkriegszeit bezeugen. Trotz seiner zunehmend gebrechlichen Gesundheit, der fortschreitenden Erblindung, die ihn immer abhängiger von der Unterstützung durch seine Schwester Dora machte, nahm sich Schröder auch im hohen Alter sein tägliches Arbeitspensum vor – auch darin ein

23 Vgl. dazu den Beitrag von Ulrich Ott in diesem Band (S. 277-289).

24 Zahme Xenien 2: „Umstülpen führt nicht ins Weite; / Wir kehren frank und froh / Den Strumpf auf die linke Seite / Und tragen ihn so.“

25 Vers aus Goethes Gedicht *Feiger Gedanken / Bängliches Schwanken*, das sich im Zweiten Aufzug seines von Sigmund Freiherrn von Seckendorff vertonten Singspiels *Lila* (1777) findet (vgl. Johann Wolfgang Goethe: Singspiele. Hrsg. von Hans-Albrecht Koch. Stuttgart 1974, S. 121).

26 DLA. A: Schröder. Brief an Carl Jakob Burckhardt vom 12. September 1951. Typoskript.

„Sohn städtisch-patrizischer Kultur“, als den ihn Werner Bergengruen in seinem Nachruf vor dem Ordenskapitel des Pour le Mérite bezeichnete.²⁷

Dem 1962 in Bad Wiessee verstorbenen Schröder gelang es nicht nur, die zwei Bände mit den Übersetzungen der antiken Klassiker, des französischen Theaters (Racine, Corneille, Molière) und mit den Dramen Shakespeares zu veröffentlichen, sondern auch noch eine ihm besonders wichtige Auswahl seiner Predigten für den Druck vorzubereiten, die als letzter Band seiner „Gesammelten Werke“ postum erschien.

27 Werner Bergengruen: Gedenkworte für Rudolf Alexander Schröder. In: Orden Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste. Reden und Gedenkworte Bd. 5 (1962), S. 95-103, hier S. 100.

Rudolf Borchardts und Rudolf Alexander Schröders Horaz-Übertragungen

Cornelius Borchardt

Ich möchte ein Gedicht von Rudolf Alexander Schröder lesen. Es ist seine Übertragung von Horazens berühmter Ode an die Unvergänglichkeit und den fortlebenden Ruhm seiner Lieder.

Schröder hat den Horaz in seiner Gesamtheit übertragen, also die Oden, die Epoden, die Episteln und die Satiren, natürlich immer im entsprechenden antiken Versmaß. Dies antike Versmaß und die antike Metrik sind von komplexester Natur. Sie verraten eine Welt ursprünglichen rhythmisch-klanglichen Ausdruckswillens. In Rom übernahm man die Poesie der Griechen mit begeisterter Hingabe. Wahrscheinlich kannte man alle ihre Dichter und ihre bekanntesten Gesänge auswendig.

Die antike griechische und römische Poesie bestand nur zu einem Teil aus ihrem ‚gesprochenen‘ Inhalt. Der andere Teil war die klangliche Ausformung, bei der das Versmaß von entscheidender Bedeutung war. Das muß man wissen, wenn man Übertragungen aus diesen Dichtungen lesen und beurteilen will. Solche Übertragungen können ‚nur‘ den Text, d.h. den sprachlichen Inhalt wiedergeben.

Andererseits ist für unsere Empfindung die antike Liedstruktur klanglich kaum nachvollziehbar. Zudem ist die heutige europäische Dichtung weitgehend auf den Reim fixiert, der eine von der antiken Form grundverschiedene Klangfunktion übernommen hat. Im Gegenzug hat sich das klangliche Element der europäischen Dichtung verselbständigt und ist ‚Musik‘ geworden. Die ‚nur gesprochene‘ oder ‚gelesene‘, ‚klanglose‘ Dichtung hingegen hat sich noch stärker auf die innere Bewegung, auf Spannungsaufbau und Spannungsabbau, auf den Grad der seelischen Intensität konzentriert und verengt. Die Musik aber, nunmehr sprachlos geworden, mußte sich zusammenraffen, bekam von den Musen einen anderen Charakter, um ihre neue Selbständigkeit zu behaupten.

Auf römischem fruchtbaren Boden entstand eine Nachdichtungs-Euphorie griechischer Lyrik gewaltigen Ausmaßes. Sie war von großer schöpferischer Kraft, vergleichbar den großen Nachdichtungen von Vergils *Aeneis* durch Dante und der pindarischen Oden durch Goethe (*Wanderers Sturmlied*).

Diese ‚Nachdichtungen‘ machten, aus der Feder und aus dem Munde des großen römischen Dichters Horaz kommend, eine poetische Verwandlung durch, eine Metamorphose dichterischer Aneignung. In ihr wurde sie, zwar im-

mer noch als Nachfolge der Griechen, eigenständig und verhalf Rom erstmalig zu ‚nationalem Stil‘.

Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt waren befreundete Dichter. Beide bemühten sich leidenschaftlich um die Übertragung antiker Lyrik. Nachzulesen in ihrem langjährigen Briefwechsel. Während Borchardt sich vornehmlich der Übertragung griechischen Dichtung widmet, konzentriert sich Schröder auf Horaz und Vergil.

Auch Borchardt hat die große Denkmal-Ode (c.III.30) übertragen. Ich werde sie anschließend lesen. Wenn man diese beiden Dichter zusammen erwähnt, muß man eigentlich auch Hugo von Hofmannsthal nennen. Er war Beider Freund, und sie bildeten zusammen einen nicht nur persönlichen, sondern auch literarischen Dreierbund, auch als Gegenbewegung zum „George-Kreis“. Hofmannsthal verfolgte die Bemühungen der beiden andren Dichter mit dem größten Interesse. Er ließ sich von Borchardt die pindarische Poesie erklären und hörte fasziniert zu, wenn Borchardt ihm die Verse Zeile für Zeile übersetzte.

Borchardt und Schröder hatten sich schon früh mit der großen Aufgabe der dichterischen Aneignung fremdsprachiger Dichtung auseinander gesetzt. Ihr Anliegen war es, eine Dichtung aus einer fremden Sprache in die deutsche Sprache zu übertragen und zwar so, daß daraus wieder ein Gedicht wird. Eine Aufgabe also, der nur ein Dichter gerecht werden kann. Der Dichter muß den Stoff sprachlich und seelisch umwandeln, dafür muß er sich in die Sprache und Seele des Originals ‚eindenken‘ und einfühlen. Er muß die Situation des Gedichts, seinen inneren Anlaß, seine Geschichte verstehen und sich aneignen. Das ist der Ausgangspunkt. Dann erst setzt das dichterische Ingenium ein. So hat es mir mein Vater zu erklären versucht.

Borchardt und Schröder stehen damit in der Tradition der deutschen Romantik mit Goethe, Hölderlin, den Brüdern Stolberg, August Wilhelm Schlegel und Tieck. Sie haben gegenüber ihren Vorgängern den Vorteil, daß sie die Sprachen, insbesondere Griechisch und Latein, besser verstehen.

Um das antike Versmaß haben die deutschen Nachdichter immer wieder gerungen. Schröder und Borchardt kamen dem ‚Horazischen‘ Vers – wie ich meine – sehr nahe.

Die Dreißigste (und letzte) Ode des dritten Buchs der Horazischen Oden ist im asklepiadeischen Versmaß gehalten. Sie beginnt mit einem lauten Selbstlob:

EXEGI MONUMENTUM AERE PERENNIUS

Das heißt zu deutsch etwa: Ich habe ein Denkmal erschaffen, das härter als Eisen ist.

Rudolf Alexander Schröders Übertragung lautet:

Denkmal fester denn Erz türmt ich und alterslos,
Überm Quadergebirg schlummernder Könige
Ragt sein Scheitel; an ihn setzt den gefräßigen
Zahn der Regen umsonst, oder der Wind, ihm raubt
Unauszählbare Flucht wandernder Jahre nichts.
Halb nur sink ich ins Grab. – Viel von dem Meinigen
Geht dem Tode vorbei, grünend an Lob, solange
Die verschleierte stumm neben dem Pontifex

Jovis Zinne hinan fürder, die Jungfrau, steigt.
Mein denkt ewiger Ruhm, dort wo der Aufidus
Talwärts hadernd, daselbst Daunus im durstenden
Kornland Bauern gebot, mein, der aus Niedrigem

Groß ward, Äolersangs hallend Getön zuerst
Ins italische Maß beugend. – So brich das Reis,
Das mein Werben erwarb, kröne mit delphischem
Lorbeer, huldige mir, Mélpoméne, das Haar.

Horaz sagt uns mit naivem Stolz: „Meine Lieder werden nicht so bald verhallen! Ich werde auch nach meinem Tode weiter leben! In meinen Liedern!“ „Habe ich nicht als Erster die äolische Poesie in lateinische Maße und Sprache gebracht? Ich, Horatius Flaccus, aus bescheidener Herkunft, ‚ex humili potens‘, aus dem fernen Apulien? Aber heute, heut bin ich ein großer Dichter Roms und enger Freund des Maecenas und des unsterblichen Cäsar Augustus! Und jeder gebildete Römer kennt und verehrt mich. Meine Verse werden nicht verhallen, – nicht, solange Jungfrau und Pontifex über dem Capitol zur Zinne des Zeus aufsteigen.“ Diese Worte könnte Horaz seinem Freund Maecenas zugerufen haben.

Mit dieser Wendung bindet er – und das ist nicht nur rhetorisch gemeint – seinen Nachruhm an den Fortbestand Roms, in der Gestalt von Jungfrau und Pontifex, den Wahrzeichen und Garanten des alten Rom für Anstand, Religion und Würde.

So sehr war wohl die augusteische Zeit und ihr Fortbestand für Horaz eine selbstverständliche Voraussetzung. Er fühlt sich *eins* mit *seinem* Rom und seiner Vorstellung allen Seins auf Erden. Die Welt war und blieb für alle Zeiten römisch-augusteisch: Seine Verse würden leben, solange die *Aetas Augusta* lebt, also ‚bis in alle Ewigkeit‘.

Der sich auftuende Gegensatz zwischen dem *Jetzt* und der beschworenen Zukunft ist also wohl nur ein scheinbarer. Und Horaz hat keine Ressentiments gegen das ‚Establishment‘. Er möchte ja selbst ein Teil von ihm sein, als Dichter und Vates, und bringt hier seine Haltung gebührend zum Ausdruck.

Heute ist das augusteische Rom dahin, aber die Lieder des Horaz leben noch. Sie können nie mehr ganz verhallen. Seine Gedichte wurden in viele Sprachen übersetzt und sind ein bleibender Bestandteil der Weltliteratur. Horaz hat also in einem viel weiteren Sinne recht behalten.

Mögen die von ihm evozierten altrömischen Heiligen auch jetzt zugegen sein, um Rudolf Alexander Schröders großem Denkmal Segen und weiteren Bestand zuzugestehen.

Borchardt hatte sich als Übersetzer im Falle Horaz immer zurückgehalten, um nicht zu sehr mit Schröder in Wettbewerb zu treten. Er wollte dafür lieber auf *griechischen Matten* grasen.

In einem Scherzgedicht – durch seine Heirat mit Schröders Nichte war er zu dessen ‚Neffen‘ aufgerückt – bringt er das so zum Ausdruck:

Mir Hellas, Dir Rom,
 Ich Neffe, Du Ohm,
 Dir Lorbeer, mir Efeu,
 Du Onkel, ich Neveu.

Die Horazische Denkmal-Ode aber, herrisch und groß, hat auch Borchardt sich nicht enthalten können ins Deutsche zu übertragen. So können wir heute die beiden Übertragungen nebeneinander halten und an ihren individuellen Sprachstilen und Temperamenten, die Verschiedenheit der beiden Dichter zu erkennen versuchen.

Mein Vater sprach oft mit uns über Schröders Horaz. Er meinte, Schröders Dichterpersönlichkeit sei sehr ähnlich der des Horaz gewesen. Seine Urbanität und innere Höflichkeit, seine künstlerische Feinfühligkeit hätten es möglich gemacht, sich dem horazischen Ton so weit anzunähern.

Borchardts Fassung ist dagegen eckiger, kantiger, vielleicht auch greller. Hier folge nun die Borchardt'sche Version:

Ausgericht' hab ich das Werk, länger als erznes lebt,
 Pyramidischem Pracht-Schutt überlegenes,
 Das kein Regen, der höhlt, stürmender Wirbel nicht
 Abzutragen vermag, noch unabsehbares

Heer von Jahren und Hinfall von Jahrhunden.
 Sterben kann ich nicht ganz, mein ein gemessener Teil
 Steht der Sense nicht zu; fort in der Nachwelt Ruhm
 Wachsen werd ich, beseelt, zum Capitol solang

Aufziehn schweigende Zwei, Jungfrau und Pontifex –
 Ruhm, daß dort wo so wild donnert der Aufidus,
 Und wo ärmer an Naß Daunus ob Ackernden
 Völklein königlich saß, mir von gering her Macht

Worden, Äoler Kunst ersten italischen
Liedern zuzugestehn; maße Dir Hoheit an
Solch Erkämpftem gemäß und in das delphische
Grün, Melpomene, flicht milder die Locke mir.

„Maße Dir Hoheit an“, heißt es bei Borchardt. Das *sume superbiam* enthält bei ihm auch Anmaßung, wird aber durch *Hoheit* zur souveränen Größe sublimiert. Schröder bleibt mit dem „Reis <von Lorbeer>, das mein Werben erwarb“, in einem wohlthuend harmonischen Licht.

Horaz wollte mit seiner Übernahme der griechischen Poesie und ihrer Einbringung in die lateinische Sprache auch nichts anderes erreichen, als Borchardt und Schröder: die Durchdringung hoher Dichtkunst der alten Welt mit ihrem eigenen Dichtergeist und ihre Eroberung für die eigene Sprache, für die Bereicherung der Dichtung in der eigenen Zeit.

Eine andere Horazische Ode haben sowohl Schröder wie Borchardt übertragen. Es ist die vorletzte Ode des Dritten Buchs, die Einladung zum Symposium an den Freund Maecenas.

Der große Horaz-Kenner, Professor Walter Wili, schreibt dazu: „Vom Dritten Buch ist das vorletzte Lied besonderer Betrachtung wert. Von ungewöhnlicher Länge steht es überdies wider die Technik der ersten zwei Bücher als namentlicher Anruf unmittelbar vor dem feierlichen Schlußgedicht, das nach seinem Wesen eine persönliche Widmung ausschließt. Damit ist es letzte, noch mögliche, persönliche Hinwendung: Abschied.“

Daß diese beiden letzten an Maecenas gerichteten Lieder: das persönlich intime des Freundes und das selbstherrlich anmutende des Nachruhms seiner Lieder, von Schröder und nun auch von Borchardt übertragen wurden, muß als eine schöne Fügung und kostbarer Besitz deutscher Übertragungen bezeichnet werden. Ein später Biograph von Borchardt und Schröder wird hier noch viele „ungehobene Schätze“ großer Übertragungskunst ans Tageslicht fördern.

Zu dem feierlichen Schlußgedicht c.III.30 steht diese Ode in einem denkbar großen Gegensatz. Sie bittet den Freund, die Staatsgeschäfte ruhen zu lassen und in seine bescheidene Hütte zu kommen, um sein Gast zu sein. Hier also die zur Schau getragene Bescheidenheit der Lebenshaltung und des eignen Werts, dort die anmaßende Hoheit (*sume superbiam*) des großen Dichters, der seine Dichtung so hoch einschätzt, wie sie tatsächlich ist. Beides Römer-Tugenden, beides auch wohl Tugenden des Dichters Horaz.

Ich lasse hier die beiden Übertragungen folgen. Zuerst die von Schröder:

Tyrrhener-Nachfahr, königlich Blut! – Daheim
Liegt linder Wein im nimmer berührten Faß,
Harrt Rosenblust, Maecen, und wartet
Balanus-Narde, dein Haar zu salben,

Seit manchem Tag. Enthebe der Säumnis dich,
Daß du nicht allzeit Tibur und Aefulas
Kornhalden und des Vatermörders
Berg, des Telegonus einzig anschaut.

Entfleuch der satten, üppigen Fülle, komm
Aus dem Palast, der gegen die Wolken grenzt;
Bestaune nimmer der berühmten
Roma Getümmel und Rauch und Reichtum.

Oft hat der Reiche selber Veränderung gern,
Hat armer Laren reinlich bescheidnes Mahl
Ohn Baldachin und Purpurspreite
Sorgengefaltete Brau'n entrunzelt.

Schon funkelnd facht Andromedas Vater-Stern
Erloschne Feuer, blecket der Procyon
Und tobt der Leu; denn mit der Sonne
Kehrten die dürrn, die Sommertage.

Schon sucht der Hirt auf lechzender Herde Spur
Ermattet Quell und Schatten und Dornestrüpp
Des zottigen Silvan; vom regen
Winde gemieden, verstummt das Ufer.

Du sinnst und grübelst, welches Gesetz dem Staat
Zum besten frommt, wägst Sorgen der Stadt, bedenkst,
Was Serer fern, was Bactra, Cyrus'
Reich, und des Tanais Ufer zetteln.

Doch hat den Ausgang künftiger Zeiten uns
Mit Macht und Finstre weislich der Gott verdeckt
Und lacht, wenn jenseits des Beschiednen
Menschliche Sorge sich müht. Das Heute

Gedenk zu schlichten. Aber der Woge gleich
Fließt alles Andre: Mitten im Strom gelind
Fährt in Etruskermeere nieder
Heute, die morgen Geröll von Felsen

Und Bäume wälzt, verwurzelte, Haus und Hof
In Einem schwemmt, nicht ohne den Widerhall
Der Berg und nachbarlichen Wälder,
Wenn die verwogene Sintflut frommer

Gewässer Zorn entfesselt. – Sein Selbst gewiß
Lebt und getrost, wer sagen gedurft zum Tag:
„Ich hab gelebt.“ – Ob schwarz mit Wolken
Juppiter morgen den Pol umgürtet,

Ob hell mit Heitre lauterer Tags, er macht
Nicht ungeschehn, was hinter dir liegt, und schafft
Nicht eitel Nichts aus dem, das einmal,
Schwindend die flüchtige Stunde mitnahm.

Zwar spielt Fortuna, schnöden Gewerbes froh,
Ohn Unterlaß ihr grimmiges Spiel und tauscht,
Bald mir und bald dem andern huldig,
Ehren und Würden, die keiner festhält.

Sie weilt: ich lob's. – Doch lüpft sie die Schwingen kaum,
Zahl ich zurück ihr Lehen und geh, gehüllt
In meinen eigenen Wert, Paupertas
Freien die Redliche sonder Mitgift.

Nicht mir stünd's an, wenn unter dem Aferersturm
Der Mast erseufzt, auf Bitten, erbärmliche,
Mich legen und Gelübd verhandeln,
Daß meine Tyrer- und Cyprerware

Den Räuber drunten nimmer bereichern helf:
Behaltnen Leibs in winziger Barke soll
Durch des Aegaeermeers Tumult mich
Fördern ein Wind und der Zwilling Pollux.

Nun die Übertragung von Borchardt:

Tyrrhener Fürsten heutiger Nachfahr – Dir,
Maecenas, steht, im Fasse noch nie geneigt
Ein Firner, mild, und Deinen Haaren
Blume der Rosen und Narde, einzig

Bei mir von lang her; brich mit der Zögerung,
Nicht immerfort das triefende Tivoli,
Aefulas Halde nicht, beschau den
Berg des Telegonus nicht tagtäglich.

Die sorgenschwere Fülle laß liegen, laß
Die Burg die fast ins Himmelsgewölbe ragt;
Laß ab zu hängen überm Schauspiel
Rauch und Gewühl und dem Heulen Romas.

Manchmal begütigt Wechsel des Reichsten Herz,
Ein reinlich Nachtmahl unter dem engen Dach
Der Ärmern, Purpur weder Teppich –
Und das verhängte Gesicht wird glatter. –

Schon glimmt im glühenden Vater Andromedas
 Sein heimlich Feuer; schon rasen will Procyon
 Und außer sich der Stern des Leuen,
 Denn in dem Dürre-Gestirn steht Sonne.

Schon Schatten sucht mit leidenden Tieren sich
 Der müde Hirt und Naß und des schauernden
 Silvanus Walddickicht; und ohne
 Wind oder Lüftungen schweigt der Berghag.

Du brütest überm Staat und der Ordnungen
 Wohlfahrt; Du bangst, in Sorgen um Reich und Rom,
 Was Inder oder Cyrus' Baktrer
 Brau'n oder hinter dem Don der Aufruhr.

Vorsorglich all die Summe des künftigen Tags
 Mit Nebelhüllen birgt sie in Nacht der Gott
 Und lacht, wenn Sterbliche sich übers
 Mögliche müh'n; das Vorhandne sollstu

Gerecht bestellen: alle das andre fährt
 Nach Flusses Art, der bald, in sein Bett gebannt,
 Mit Frieden abrollt zum Etrusker
 Ozean, bald mit zermahlten Felsen

Und Raub von Bäumen Vieh und Gerät und Haus
 Durchhin zutal wälzt, und das Gebirge heult
 Vom Widerhall gebrochener Wälder,
 Wenn die entsetzliche Flut die Ruh der

Flußbetten aufwühlt. Der ist im Gleichgewicht
 Und weiß um Glück, der ein um den andern Tag
 Sich sagt: "ich lebt ihn" . Morgen schwarz mit
 Wolke besetze das Blau der Vater,

In lauter Sonne: Dennoch vernichten wird
 Nie wieder er, was hinter mir ist; und nie
 Zerstückeln, ungeschehn nichts machen,
 Was auf der Stunde Geschick je herfuhr.

Das Glück, berauscht vom rohen Geschäfte, ja,
 Dem Drang, das Spiel zu spielen der Närrungen,
 Verrückt unzuverlässige Preise,
 Eben noch mir und schon andrem gnädig.

Es weilt? Ich dank ihm. Schüttelt den flüchtigen
 Fittich, – hergeb ich alles, und wickle mich
 In meinen Anstand, und mit Ehren
 Will ich die Braut ohne Mitgift, Armut.

Es steht mir nicht, wenn unter dem Südersturm
Die Maste stöhnen, mich in ein schäbig Flehn
Zu flüchten, Berge zu geloben,

 Daß nur die Waren von wer weiß woher

Zum Schatz des gierigen Meers nicht steuern.
Dann würden mich, der schlankeren Barke Gast
Gradaus durch aller Flut Empörung
 Landen ein Wehn und das heilige Sternpaar.

„Unser altes Haus“.

Der junge Rudolf Alexander Schröder in Bremen

Peter Ulrich

1941 erinnerte sich Rudolf Alexander Schröder seines Elternhauses mit den folgenden Worten:

Es war noch eine kleine Stadt, das Bremen der achtziger Jahre, in dem ich meine eigentliche Kindheit erlebte, eine Stadt, in der alles einander kannte und alles über so und so viel Ecken miteinander verwandt oder verschwägert war. Es war auch noch in vieler Hinsicht eine fromme Stadt und eine Stadt blühenden kirchlichen Lebens.¹

Schröder hat gerne aus seiner Kindheit und Jugend berichtet. Dieser Beitrag möchte einen Blick in sie werfen. Der Zeitraum reicht dabei von Schröders Geburtsjahr 1878 bis zum Herbst 1897, als er am Gymnasium sein Abitur bestand und anschließend nach München ging.²

Diese Reise in die Welt von gestern folgt dem Rat Goethes: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ In seiner Geburtsstadt besaß Schröder eine verzweigte Familie; hier wurde er durch sie, aber auch durch die Schule, die Kirchengemeinde und seine Freunde geprägt. Zeitlebens hat Schröder sich seiner Heimatstadt verbunden gefühlt, jedoch auch ihrem Umland – stammte doch sein Großvater mütterlicherseits aus einer alten Bauernfamilie in Magelsen bei Verden. Später zog es Schröder hinaus aus der Stadt zu Hamme, Wümme, Lesum und Weser, wo er den Reiz der norddeutschen Landschaft in seinen Aquarellen einfieng. Rudolf Alexander Schröder blieb stets ein Mensch der norddeutschen Tiefebene mit ihren rasch dahin eilenden Wolken.

Nun, so fragen wir, was macht den Bremer bzw. die Bremerin eigentlich aus? Schröder selber hat die bremische Lebensart 1948 in der Dankrede für die Ehrenbürgerschaft seiner Heimatstadt in drei geflügelten Worten zusammengefaßt: „Navigare necesse est – vivere non necesse est.“ So steht es am Tor des Hauses Seefahrt in Bremen-Grohn zu lesen. „Seefahrt ist not. Leben ist nicht

1 Rudolf Alexander Schröder: Ein paar Erinnerungen ans Elternhaus. In: ders.: Mein Elternhaus. Bekenntnisse. Dank und Vermächtnis. Berlin 1941, S. 265.

2 Neben Schröders eigenen Erinnerungen beschäftigt sich mit seiner Kindheit und Jugend folgender Katalog: Rudolf Borchardt, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schröder. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, 1978. Ausstellung und Katalog: Reinhard Tgahrt und Werner Volke, Eva Dambacher, Hildegard Dieke. München 1978 (Sonderausstellungen des Schiller-Nationalmuseums. Katalog Nr. 29).

notwendig.“ Das zweite Wort lautet: „Buten un binnen – wagen un winnen.“ So lesen wir es über dem Portal des Schüttings, des Hauses der Kaufmannschaft. „Draußen und drinnen – wagen und gewinnen.“ Und das dritte Wort heißt: „Bremen wees gedächting.“ So empfahl es einst die Inschrift am Hohentor, einem der früheren Bremer Stadttore. „Bremen, sei bedächting.“³ Das letzte Wort kommt dem Rat des alten Johann Buddenbrook nahe, keine Geschäfte durchzuführen, bei denen man des Nachts nicht schlafen kann.

Bremische Art ist es ebenfalls, das sei angemerkt, den eigenen Wohlstand niemals zur Schau zu stellen. Das lag auch den Schröders fern, und über Geld sprach man schon gar nicht. Vielmehr pflegt man in Bremen bis heute eine gediegene Gastlichkeit mit einem guten Bordeaux (wobei der Vater Schröders aus religiöser Überzeugung immer mehr ein Gegner des Alkohols wurde); in Schröders Jugend spielte sich diese noch mehr im Privaten ab als in unserer Zeit. Bremische Art ist es auch, sich im Ehrenamt politisch, kulturell, kirchlich und sozial zu engagieren. Der Bürger tritt damit in den Dienst seiner Stadt. So hat das Ehrenamt in Bremen nach wie vor einen hohen Stellenwert. Beispiele dafür sind neben den international bekannten jährlichen Veranstaltungen der Schaffermahlzeit, deren Teilnehmer mit ihren Spenden das Haus Seefahrt unterhalten, und der Eiswette, deren Spenden der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zukommen, die Diakonien der Altstadtgemeinden, der Verein für Innere Mission, Bruderschaften, die Philharmonische Gesellschaft und der Kunstverein, um einige zu nennen. Im übrigen fühlten sich die aus Bremen stammenden Herren der Münchener „Inselwohnung“ durch Thomas Manns *Buddenbrooks* in ihre eigene Heimatstadt zurückversetzt. Schröder erzählt:

Ich erinnere mich, als wäre es heute, des Tages, an dem die *Buddenbrooks* in Alfred Walter Heymels Münchener Wohnung auf dem Redaktionstisch der „Insel“ lagen, um wechselweise von uns verschlungen zu werden. – Erzählte da doch uns Bremern ein halber Landsmann von Dingen, Personen, Ereignissen und Wirrsalen, die den im Kreise unserer eigenen Stadt, in unserer eigenen Bekanntschaft und Verwandtschaft erlebten oder vorstellbaren, wo nicht „aufs Haar“, so doch in allem Wesentlichen ihrer Bedingnisse und Charakterzüge entsprachen. [...] An Antonien und Christians, an Thomas und Gerdas schien es uns in keiner der uns vertrauten Familien völlig zu fehlen.⁴

3 Die drei Zitate in: Rudolf Alexander Schröder: Dank an Bremen. Zur Verleihung der Ehrenbürgerwürde. Januar 1948. In: ders.: Gesammelte Werke in fünf Bänden. Bd. 3: Aufsätze und Reden. Bd. 2. Berlin und Frankfurt am Main 1952, S. 1160f. Im Folgenden zitiert: GW 3.

4 Rudolf Alexander Schröder: Thomas Mann zum 60. Geburtstag. In: ders.: Gesammelte Werke in fünf Bänden. Bd. 2: Reden und Aufsätze. Bd. 1., S. 1001f. Im Folgenden zitiert: GW 2.

Die weltoffene und zugleich hier und da doch enge Art von Thomas Manns Lübeck finden wir auch im Bremen von Schröders Jugend wieder. So war z.B. stets die Frage wichtig, ob eine Familie „dazu“ gehört oder nicht. Außerdem war es wichtig zu wissen, was denn die Ehefrau für eine „geborene“ sei. Rudolf Alexander Schröders Mutter z.B. war eine „geborene Meyer“ aus der Großen Waagestraße – damit wußte der damalige gesellschaftliche Insider schon genug! Eine Ehefrau, die von außerhalb nach Bremen kam, war hingegen eine „gewisse“. Gehen wir nun in Dichters Lande und beschäftigen wir uns zuerst mit der Familie Rudolf Alexander Schröders.

Die Familie Rudolf Alexander Schröders

Er wurde am 26. Januar 1878 – ein Sonnabend – in Bremen in der Ellhornstrasse 19 in der westlichen Vorstadt geboren. Die Hansestadt begrüßte ihren späteren Ehrenbürger und den zukünftigen Künstler nichtsahnend mit dem 20. Stiftungsfest des Künstlervereins in dessen Räumen an der Domsheide, wo das weltliche Oratorium *Das Paradies und die Peri* von Robert Schumann sowie der „Prolog“ von Heinrich Bulthaupt aufgeführt wurden.⁵ Drei Tage nach der Geburt zeigten die Eltern die Geburt ihres Sohnes in den „Bremer Nachrichten“ an:

Durch die glückliche Geburt eines gesunden Knaben wurden sehr erfreut
Johannes Schröder und Frau
Elisabeth, geb. Meyer.
Bremen, den 26. Januar 1878⁶

Leider ist das damalige Taufbuch der Gemeinde der Friedenskirche⁷, zu der die Familie Schröder gehörte, im Zweiten Weltkrieg verloren gegangen. Wir können allerdings davon ausgehen, daß der langjährige Pastor und Freund der Schröders, Otto Funcke (1836-1911)⁸, den Säugling getauft hat.

5 Hubert Wania: *Dreißig Jahre Bremen 1876-1905. Chronologisches Verzeichnis aller denkwürdigen Ereignisse.* Bremen 1906, S. 7.

6 *Bremer Nachrichten.* 2. Blatt. Dienstag, 29. 1.1878. Staatsarchiv Bremen (StAB).

7 Zur Friedenskirchengemeinde: 60 Jahre Friedenskirche 1869-1929. Bremen o. J. (1929); Kurd Schulz: *Die Friedenskirche zu Bremen.* Bremen 1969; Claus Heitmann: *Von Abraham bis Zion. Die Bremische Evangelische Kirche.* 2. Aufl. Bremen 2000, S. 60f.

8 Zu Otto Funcke vgl. Karl Büttner: [Artikel] Funcke, Otto. In: *Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts.* Hrsg. von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins. Bremen 1912, S. 166f.

Der Junge wuchs mit einem älteren Bruder und fünf Schwestern auf⁹, zuerst in der Ellhornstraße, ab 1889 an der Altenwalls-Contrescarpe 5¹⁰ nahe der Weser. Beide Gebäude stehen nicht mehr: Das Haus in der Ellhornstraße fiel dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer; das an der Altenwalls-Contrescarpe war im Vorfeld der Einweihung des neuen Schauspielhauses 1913 abgerissen worden. Heute befindet sich dort am Goethe-Platz das Bremer Theater. Beide Häuser bildeten für die große Familie mit ihren zahlreichen Verwandten und Gästen eine geliebte Heimstatt. Schröders bekanntestes Zeugnis darüber ist die Beschreibung des Hauses in der Ellhornstraße – das er im Übrigen als sein eigentliches Elternhaus ansah – und die er betitelte: *Unser altes Haus*.¹¹ Man muß sich Zeit für diese wunderbaren Erinnerungen nehmen, wie man ja überhaupt Muße für Schröders Dichtungen und Übertragungen benötigt. Nur so kann man ihre Fülle und teilweise den hintergründigen Humor verstehen, den Schröder ja in großem Maße besaß. Auch er gehört zur bremischen Art hinzu. Später bezog die Familie zeitweise im Sommer ein Bauernhaus in Lesum (heute Bremen-Lesum) – den Eekenhof¹² – zur Erholung, so wie andere gut gestellte Bremer Familien ebenfalls im Sommer Landhäuser und Bauernhöfe außerhalb der Stadt bewohnten.

Mittelpunkt der Kernfamilie Rudolf Alexander Schröders waren seine Eltern, Johannes Schröder (1837-1916)¹³ und Elisabeth Schröder, geborene Meyer (1847-1911)¹⁴. Ihnen hat er zeitlebens ein pietätvolles Andenken bewahrt. Sie weckten in dem Knaben ein inneres und äußeres Selbstverständnis, das ihn später zu einem Herrn im guten Sinne werden ließ. Sie haben auch den Glauben an

9 Ursprünglich umfaßte der Geschwisterkreis Schröder neun Kinder. Aufgewachsen sind neben Rudolf Alexander: der ältere Bruder Johannes (1870-1942): verheiratet mit Anna Elisabeth Adele Schrage (geb. 1880) sowie die Schwestern Elsa (1871-1935): verheiratet mit dem Kaufmann Wilhelm Voigt (1859-1939), Lina (1875-1949): verheiratet mit dem Rechtsanwalt und Notar Dr. Robert Voigt (1865-1933), Clara (1880-1963): verheiratet mit dem Kaufmann August Heye (1870-1936), Dora (1887-1960): ledig und später Schröders Haushälterin sowie Hilda (1890-64): verheiratet mit dem Kaufmann Fritz Möller (1887-1952).

10 Zu den Adressen: Bremer Adreßbücher des angegebenen Zeitraums.

11 Rudolf Alexander Schröder: *Unser altes Haus*. Jugenderinnerungen. 7.-9. Taus. Bremen 1953 [zuerst 1951].

12 Abgebildet in: Borchardt, Heymel, Schröder (Anm. 2), S. 76.

13 Zu Johannes Schröder: Martin Schlunk: Johannes Schröder. Ein Wort dankbaren Gedenkens. In: Monatsblatt der Norddeutschen Missions-Gesellschaft 78 (März 1917), S. 13-18; Rudolf Alexander Schröder: Mein Vater. In: *Der Schlüssel*. Bremer Beiträge zur Deutschen Kultur und Wirtschaft 3 (1938), H. 1, S. 11-16; ders.: [Artikel] Schröder, Johannes. In: *Bremische Biographie 1912-1962*. In Verb. mit ... bearb. von Wilhelm Lührs. Bremen 1969, S. 461f.

14 Ihr hat Schröder in *Unser altes Haus* (Anm. 8) ein einfühlsames Denkmal gesetzt.

Gott in seine Seele gesät, der allerdings zuerst nicht aufgehen wollte. Es gehört sicher zum Tragischen im Leben der frommen Eltern, die geistliche Frucht, auf welche sie in ihrem Sinne hofften und die erst nach ihrem Tod wirklich entstand, in ihm und seinen Geschwistern nicht aufblühen zu sehen.

Ich habe mich noch lange Zeit darüber gewundert, daß es meinen Eltern auferlegt war, die eigentlichste, von ihnen beiden am innigsten ersehnte und auf das gewissenhafteste gepflegte Frucht ihrer Erziehung an keinem ihrer Kinder zu Lebzeiten zu voller Entfaltung gelangen zu sehen; denn wir alle hatten uns bei inniger Anhänglichkeit an das Elternhaus von dem Boden gelöst, auf dem es gegründet war.¹⁵

Rudolf Alexander Schröder hat mehrfach über die traditionelle Frömmigkeit seines Elternhauses berichtet, so auch über die Hausandachten, die der Vater der Familie, den Hausangestellten und Gästen hielt:

Mit diesen Andachten hatte es nun allerhand auf sich. Die Abendandacht, der wir Kinder hin und wieder sonnabends beiwohnen durften, wurde uns eigentlich nie zu lang; im Gegenteil, je länger sie sich hinzog, je länger verzögerte sich der Augenblick, der uns aus dem hellen und warmen Reich der Erwachsenen in unsre dunkle und kalte Schlafstube versetzte. Die Morgenandachten dagegen – lieber Gott, sie kamen uns endlos vor. Ein dickleibiges Buch im Lexikonformat, „Spenglers Pilgerstab“ geheißt, spielte dabei eine fatale Rolle [...].¹⁶

Der Vater Johannes Schröder war in Bremen geboren worden und entstammte einer hier lange ansässigen Familie.¹⁷ Es scheint, daß die Schröders mit ihm in den Kreis der bedeutenden Familien der Stadt eintraten. Vorher waren sie Ökonomen und Pferdevermieter gewesen, während der Vater von Johannes Schröder, Carl Gottfried Schröder (1801-1869), schon Kornhändler mit Verbindungen nach St. Petersburg und Waagemeister in der Stadtwage an der Langenstraße war. Er hatte in erster Ehe Anna Rebecca Heymel (1807-1846) geheiratet, die Großmutter Rudolf Alexander Schröders. Carl Gottfried Schröders Geschwister setzten den sozialen Aufstieg ihres Vaters Johannes fort, indem sie wie dieser in

15 Rudolf Alexander Schröder: Ein paar Erinnerungen (Anm. 1), S. 248. – Vgl. den autobiographischen Text von Johannes Schröder (Anhang II), einem Bruder Rudolf Alexander Schröders, der sich auf der Suche nach Orientierung auch den Lehren Rudolf Steiners zuwandte, besonders dessen Buch *Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten* (1904). Johannes Schröder gehörte seit 1891 der Stiftung „Die Lehrerfreunde von 1822“ an, die sich damals notleidender Lehrer oder Lehramtskandidaten annahm, heute immer noch besteht und der Hilfe bedürftige Lehrer oder Studenten unterstützt. Die Mitglieder dieser Stiftung – eine echte „Bremensie“ bis in die Gegenwart hinein – waren Vertreter des höheren Bremer Bürgertums, insbesondere Angehörige der Gemeinde Unser Lieben Frauen.

16 Ebd., S. 40f.

17 Stammbaum der Familie Schröder. In: Graue Mappe Schröder. Ort: Die Maus, Gesellschaft für Familienforschung Bremen, StAB.

bekannte Bremer Familien einheirateten. So finden wir im erweiterten Familienkreis neben den Namen Schrage, Voigt und Heye z.B. die der Familien Schütte, Lahusen, Weyhausen, Wolde, Möller und Faber. Sie alle gehörten zum führenden Bürgertum des damaligen Bremen, und ihrem Umfeld verdankte Rudolf Alexander Schröder später manchen Auftrag. Er selbst krönte die Stellung seiner Familie schließlich durch die Entgegennahme der Ehrenbürgerschaft Bremens 1948.

Rudolf Alexander Schröders väterliche Großeltern wohnten in der engen Gr. Waagestraße 1 (links neben der Stadtwage).¹⁸ Damit gehörten sie zum Kirchspiel von St. Ansgarii. Tatsächlich jedoch hielten sie sich zur Kirchengemeinde von St. Stephani im Norden der Altstadt, wo die Pastoren Friedrich Mallet (1792-1865)¹⁹ und Ludwig Müller (1800-1864)²⁰ auf ihre Hörer großen geistlichen Einfluß ausübten. Die Familie Schröder war eng befreundet mit der Nachbarfamilie des in der Gr. Waagestraße 2 wohnenden Weinhändlers Johann Christian Vincent Meyer (1804-1884)²¹, des Großvaters mütterlicherseits von Rudolf Alexander Schröder. So heißt es im Nachruf auf Johannes Schröder im „Monats-Blatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft“ 1917:

Es verging kaum ein Sonntag, an dem nicht die beiden Familien über die Langenstraße und den Geeren zur Stephanikirche hinaufpilgerten. Nachmittags gingen die Väter dann auch noch zu den Versammlungen der Brüdergemeine [...].²²

18 Rudolf Alexander Schröder: *Mein Vater* (Anm. 13), S. 8: „So konnte denn mein Vater seinen Kindern in einer engen, hochgiebeligen Straße der Altstadt das Haus zeigen, in dem noch seine eigne Kindheit groß geworden war, konnte von den vergoldeten Ledertapeten im Saale erzählen und den hohen geräumigen Kornspeichern, Tummelplätzen der Ratten, die sich hinter dem engen, schmalen Hofe anschlossen, von seinem Taubenhaus im Hof und seinem Schlafkämmerchen, in dem es winters so kalt war, daß nicht nur das Wasser im Waschbecken, sondern auch die Woldecke vorm Munde des Schlafenden gefror.“

19 Zu Friedrich Mallet: Karl Büttner: [Artikel] Mallet, Friedrich Ludwig. In: *Bremische Biographie* 1912 (Anm. 8), S. 297-299.

20 Zu Hermann Müller: [Artikel] Müller, Hermann. In: *Bremer Pfarrerbuch. Die Pastoren der Bremischen Evangelischen Kirche seit der Reformation*. Bearb. von Hartwig Ammann. Bremen 1996, S. 125.

21 Zu Johann Christian Vincenz Meyer: *Stammtafel der Familie Wilkens (Stoevesandt-Meyer)*. Hemelingen 1910, S. 9; *Stammtafel Stoevesandt*, S. 10; Heinrich Meyer: *Bremer Erinnerungen. Familie, Kindheit und Jugend in Bremen 1822-1861*. Studium in Heidelberg und Tübingen 1861-1865. Um 1916 niedergeschrieben. Typoskript. Kopie des Durchschlags einer Abschrift. (Die Kopie machte Prof. Dr. Klaus Goebel dem Verf. dankenswerterweise zugänglich).

22 Martin Schlunk: *Johannes Schröder* (Anm. 13), S. 13.

Die religiöse Einstellung beider Familien war also bestimmt durch die reformierte Theologie, die Frömmigkeit der Brüdergemeinde des Grafen Nikolaus v. Zinzendorf sowie außerdem durch das Interesse an der Äußeren Mission, welche Mallet und Müller nach Kräften förderten. Besonders Ludwig Müller beeindruckte den jungen Johannes Schröder in seiner religiösen Entwicklung. Johannes Schröder

hat es oft ausgesprochen, welche starke Wirkung Pastor [Ludwig] Müller auf ihn ausgeübt habe, wie er ihm so viel verdanke und sein Charakterbild als ein Heiligtum unauslöschlich im Herzen trage.²³

Nach seiner Lehre in Bremen und kaufmännischen Tätigkeiten in Hamburg, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Kalkutta gründete Johannes Schröder 1862 dort zusammen mit dem Bremer Kaufmann Johann Smidt (1839-1910)²⁴ die Firma „Schröder, Smidt & Co.“²⁵. Sein Kompagnon war ein Enkel des gleichnamigen großen Bremer Bürgermeisters, dessen politischer und wirtschaftlicher Weitsicht Bremen noch heute viel verdankt, vor allem durch die – auch in der Eindeichungsszene des Zweiten *Faust* reflektierten – Gründung Bremerhavens. Indien war Mitte des 19. Jahrhunderts ein aufstrebender Handelsplatz. Die jungen Bremer Kaufleute Smidt und Schröder erkannten also die wirtschaftlichen Zeichen der Zeit, wenn sie dort ein eigenes Handelshaus gründeten. Über ihre Firma heißt es:

Aus bescheidenen Anfängen heraus hat sich die Firma zum angesehensten und größten deutschen Unternehmen in der dortigen Kolonie emporgearbeitet. Im Laufe der Jahre wurde nicht nur eine Zweigniederlassung in Bremen ins Leben gerufen, welche die Aufgabe hatte, ebenso den deutschen Einkauf und die Verladung der deutschen Waren zu besorgen wie auch die aus Indien kommenden Artikel an die Kundschaft weiterzuleiten, sondern es wurden auch Filialen in Bombay, Cawpore, Delhi, Amritsar, Dinapore und Kamptee errichtet.²⁶

23 Ebd., S. 14.

24 Johann Rösing: [Artikel] Smidt, Johann. In: Bremische Biographie 1912 (Anm. 8), S. 474f.

25 Ebd., S. 474. Ferner: Schröder, Smidt & Co. Import & Export. Inh.: Hermann Smidt, Georg Hach und Alfred Voigt. In: Industrielle. Vertreter deutscher Arbeit in Wort und Bild. Biographische Sammlung. Berlin 1919, S. 141f.

26 Ebd., S. 141: „In allen diese Orten hat die Firma neben ihren Büros auch ausgedehnte Betriebe angelegt, in denen die auszuführenden Rohstoffe wie Häute, Felle, Reis, Saaten, Lack und andere Landesprodukte vor ihrer Verschickung erst einer rationellen Herrichtung und Bearbeitung unter fachmännischer Leitung unterworfen wurden. Außerdem besaß die Firma in Indien eigene Gruben für Mangan- und Chrome-Erze, deren Ausbeute in den letzten Jahren vor dem Kriege mit zu ihrem wichtigsten Geschäftszweig gehörte. Die Einfuhr nach Indien bestand in der Hauptsache aus Textilwaren aller Art, ferner Eisen- und Stahlwaren, Maschinen, Chemikalien, Papier, Glas- und Gummi-Waren usw.“

Es trifft auch auf Johannes Schröder und Johann Smidt zu, was Arend Vollers über die Beweggründe, den Wagemut und die Lebensumstände der jungen Bremer Kaufleute in Ostasien während des 19. Jahrhunderts – waren sie angestellt oder selbständig – sagt:

Eine Reise nach China oder Java dauerte gut drei Monate, und bis die Nachricht von der heilen Ankunft des Jungen die Mutter erreichte, vergingen weitere Monate, zumal die Landwege in China oder Indien weitere Wochen beanspruchten. Und nicht nur Unruhen oder Tropenkrankheiten beängstigten die Familie hier. [...] Drüben angekommen, waren die jungen Leute keineswegs auf Rosen gebettet. Lange Stunden harter Arbeit in Hitze und Feuchtigkeit und einer total fremden Umgebung, die Zusammenarbeit und Verantwortung für immer unterschiedliche, aber immer fremdartige Menschen mit anderen Sprachen, Religionen und „Leitkulturen“ verlangten Steh- und Einfühlungsvermögen hohen Ausmaßes. Fehlende oder schwierige Kommunikationsmöglichkeiten mit der Heimat gaben zwar ungewohnte Freiheiten in jungen Jahren, bedeuteten aber auch ein einsames Leben ohne viel Abwechslung. [...] Das Ziel aller war, zwanzig oder dreißig Jahre in Asien zu arbeiten, zu sparen und dann mit voller Börse sich in Bremen niederzulassen.²⁷

1871 ging Johannes Schröder, 1872 ging Johann Smidt von Kalkutta nach Bremen zurück. Hier gründete Schröder zusätzlich die eigene Firma „Schröder & Co“, die in den Dienst des großen Indienhandelshauses trat. Noch in Kalkutta hatten Smidt und Schröder einige jüngere Mitarbeiter als Teilhaber in ihr Unternehmen aufgenommen. 1891 schied Johannes Schröder aus der Firma „Schröder, Smidt & Co“ aus und trat am 1. Januar 1894 als offizieller Teilhaber in die 1885 gegründete Firma „W.B. Michaelsen & Co“²⁸ ein, deren Kommanditist er bereits war. Wilhelm Bernhard Michaelsen, unter dessen Namen das Haus noch heute firmiert, war ein langjähriger Mitarbeiter Schröders in Kalkutta gewesen.²⁹ Gudrun Kadura und Hartmut Roder sagen über die Firma:

27 Arend Vollers: 100 Jahre Ostasiatischer Verein Bremen. Rückblick und Ausblick. In: Hartmut Roder (Hrsg.): Bremen – Ostasien. Eine Beziehung im Wandel. Veröffentlichung anlässlich des 100jährigen Jubiläums des Ostasiatischen Vereins Bremen e.V. im Jahre 2001. Bremen 2001, S. 27f.

28 Der Staat Bremen. W.B. Michaelsen & Co, Bremen. Hrsg. und red. von Julius Eckstein, Alexander Engel. Berlin 1906-1911, S. 645-648 (Historisch-biographische Blätter. Bd. 2); ferner: 75 Jahre W.B. Michaelsen & Co. Import. Export. 1. Juli 1885-1960. Jubiläumsschrift. Bremen 1960.

29 Ebd. Zu den Teilhabern von „W. B. Michaelsen & Co“ gehörten zu Lebzeiten von Johannes Schröders neben W. B. Michaelsen auch die Kaufleute Johann Heinrich Rohlfing, Georg Anton Lülmann, Wilhelm H.A. Voigt und Johann Friedrich Scheibler. Indien und Ostasien blieben bis 1914 die bevorzugten Handelsplätze des Hauses, wenn auch durch den Teilhaber Voigt Interessen in Kuba und Südamerika wahrgenommen wurden und der Teilhaber Scheibler gute Verbindungen nach London und Hamburg mitbrachte.

Vor allem W. B. Michaelsen entwickelte sich zu einem der größten deutschen Tee-Direktimporteure vor dem ersten Weltkrieg. Infolge einer breiten und kapital-kräftigen Teilhaberpolitik gelang es diesem Bremer Unternehmen, nicht nur einen potenten kubanischen bzw. südamerikanischen Importhandel aufzubauen, sondern besonders durch die „kluge“ Heiratspolitik selbst zwischen Hamburger und Bremer Überseekauffleuten entstand eine Personalunion zwischen [...] Bremen und [...] Hamburg, die bis in die 1970er Jahre Bestand hatte. Während zur Zeit der Nord-westdeutschen Industrie- und Gewerbeausstellung 625 Tonnen Tee in Bremen gelöscht wurden, vergrößerte sich diese Menge bereits ab 1893 auf die über 1000-Tonnen-Marke, um schon sechs Jahre später – nämlich 1899 – auf 2000 Tonnen anzuwachsen.³⁰

Der erfolgreiche Bremer Überseekauffmann Johannes Schröder wirkte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer Zeit eines neu aufblühenden Welt-handels und einer sich rasch entwickelnden Industrialisierung. Seine persönlichen Lebensverhältnisse unterschieden sich von denen seiner Vorfahren grundlegend. Dennoch blieb er seiner Bremer Herkunft insofern verhaftet, als er den enormen wirtschaftlichen Erfolg seines mit Fug und Recht als Weltfirma zu bezeichnenden Unternehmens nicht nach außen trug und sich zudem neben der beruflichen Tätigkeit im sozialen und kirchlichen Ehrenamt engagierte. Dies war in größerem Umfang auch deswegen möglich, weil gerade wohl-situierten Kaufleuten wie Johannes Schröder ein Kontor und damit Hilfskräfte zur Seite standen. Neben sonstigen reichhaltigen Spenden bezahlten sie bzw. ihre Handlungshäuser auch die Ausgaben für ihre Ehrenämter aus eigenen Mitteln.

So bekleidete Schröder über viele Jahre das Amt eines Bauherrn in der Friedens-gemeinde in der östlichen Vorstadt, der sich die Familie Schröder nach ihrer Rückkehr aus Indien wie auch die des Geschäftspartners Johann Smidt ange-schlossen hatte. Das Bauherrnamt – nach wie vor ein hohes kirchliches Ehren-amt in Bremen – reicht bis in die vorreformatorische Zeit zurück und macht den Einfluß der Laien in der Bremer Kirche deutlich. Die Bauherren vertreten die Gemeinde in weltlichen Dingen nach außen und nach innen.³¹ Das sorgfältig wahrgenommene Bauherrnamt erforderte damals wie heute Zeit, Kompetenz und persönlichen Einsatz. All das zeichnete Johannes Schröder aus.

30 Hartmut Roder: Tee – auch über Bremen. In: ders. (Hrsg.): Bremen Handelsstadt am Fluß. (Veröffentlichung des Freundeskreises des Übersee-Museums e.V.), Bremen 1995, S. 231.

31 So sind die Bauherren die Hausherrn der Kirchengebäude und Gemeinderäumlichkeiten. Sie führen die wirtschaftlichen Geschicke der Gemeinde und wachen über ihr Vermögen, sie stellen bis auf die Prediger Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ein und können sie auch entlassen, sie achten auf die äußere Ordnung im Gottesdienst und sind nicht zuletzt für das Gemeindearchiv verantwortlich.